

nischen mit artfremden Rassen« und forderte, den seit »Beginn der Judenemanzipation« geschwächten »ganz naiven und gesunden Rasseninstinkt« zu stärken. Die »schweigende Mehrheit« der deutschen Professoren habe – Hammerstein zufolge – »vornehm-bürgerlich« den Antisemitismus, wie den Rassismus überhaupt, abgelehnt (S. 100 f.) Die Diskriminierung jüdischer Wissenschaftler reduziert er zudem darauf, daß die meisten Fakultäten »bei Neuberufungen zögerten, jüdische Kandidaten für Lehrstühle zu benennen«; hier seien nicht Karrieren zerstört worden, allenfalls sei es für jüdische Privatdozenten »schwierig [gewesen], zügig voranzukommen, berufen oder befördert zu werden« (S. 98). Offensichtlich bevorzugt Hammerstein mithin einen sehr engen Antisemitismusbegriff. Das ist nicht nur angesichts eines weiten Antikatholizismusbegriffs auffällig, vor allem aber für den Gegenstand des universitären Antisemitismus ebenso problematisch wie der wiederholt verwendete Gegenbegriff »judenfreundlich«, der begriffsgeschichtlich aus trüben Quellen schöpft (S. 65, 99). Letztlich reduziert Hammerstein »Antisemitismus« auf die rassistische Judenfeindschaft des organisierten Antisemitismus, also die direkten ideologischen Vorläufer der nationalsozialistischen Judenfeindschaft. In der Regel aber bildete der Antisemitismus nur ein Element einer umfassenden »Weltanschauung«. Die immense Wirkung von Treitschkes Antisemitismus etwa beruhte gerade darauf, daß er nicht einfach gegen Juden hetzte. Vielmehr war sein Antisemitismus Teil eines umfassenderen nationalistischen Programms, bestehend aus antisozialistischer, antidemokratischer und antiemanzipatorischer Ideologie. Es ist zweifellos falsch, jede judenfeindliche Äußerung mit dem radikalen Rassenantisemitismus gleichzusetzen. Diese Differenzierung aber sollte nicht zur Verharmlosung des gemäßigten, »respektablen« Antisemitismus führen. Die deutschen Juden traf die Judenfeindlichkeit der »guten Gesellschaft« vor 1933 zumeist viel härter als der radikale Rassenantisemitismus. Insgesamt also legt man Hammersteins Studie nicht ohne Unbehagen aus der Hand. Der Interpretationsrahmen des Buches hat erhebliche Schwächen, da er das Spezifische an der jüdischen Diskriminierungserfahrung übersieht, die Ambivalenz im Bildungsbegriff vernachlässigt und den Antisemitismusbegriff zu eng faßt. *Till van Rahden, Bielefeld*

Lynn K. Nyhart, *Biology takes Form. Animal Morphology and the German Universities, 1800–1900*, The University of Chicago Press, Chicago 1995, 414 S., geb., 35 \$.

This book gets off to a bad start: the author misidentifies the origins of the key term, *Biologie*, ascribing priority to Burdach in 1800 rather than to T. G. A. Roose in 1797. The citation also contains an infelicitous typographical error – »Heikunst« for »Heilkunst« (S. 1), unfortunately not the only lapse of scholarly control over complex and interdisciplinary materials. But leaving aside terminological issues, the author's lengthy odyssey in tracing the substantial impact of morphological concepts contains much that is of scholarly value. Nyhart traces debates on morphology from its Goethean origins to a discussion of *Naturphilosophie* and its interactions with physiology; the second phase considers Darwinism and evolutionary morphology; and the third phase is preoccupied with experimental biology. The author commendably contextualises key concepts, establishing the meaning at any given time rather than imposing modern readings. Although I would have wished to see more on cell theory and concepts of the organism, as intellectual history this is a valuable synthesis. Is it also a full fledged social history of biology? Generational factors relating birth cohorts to career opportunities and institutional factors are identified. State administrators like Althoff make the occasional appea-

rance, but issues of policy relating to a politically explosive topic like Darwinism are not pursued. Here comparison between Prussia and other states would have been helpful. The author has been coy in following up such issues as links to public health and to consider the public profile of the various morphologists; nor does she examine the politics of academic and professional associations. On the positive side, the well-constructed intellectual biographies are deployed for discussion of such issues as the developing of research schools. I find some of the arguments fascinating – did Haeckel really not build up a school of phylogenetic embryology? However debateable the author's judgements are, this is a serious and worthy book which I hope will stimulate social historians to make far more of biology as a key area of nineteenth-century culture.

*Paul Weindling, Oxford*

Roger Chickering, Karl Lamprecht. *A German Academic Life (1856–1915)*, Humanities Press, Atlantic Highlands/New Jersey 1993, XVIII + 491 S., hbd., 48 \$.

Der Wirtschafts- und Kulturhistoriker Lamprecht zählt zu den umtriebigen und umstrittensten Gelehrten des Deutschen Kaiserreichs. Der mit seinem Namen verknüpfte »Methodenstreit« gilt den einen als Beleg für die Unfähigkeit der »Zunft«, Herausforderungen an den idiographischen Historismus Rankescher Prägung konstruktiv zu diskutieren, andere begründen die jahrzehntelange Diskriminierung sozial- und strukturgeschichtlicher Theorieangebote und Begriffsbildungen in der deutschen Geschichtswissenschaft mit Lamprechts theoretischem Dilettantismus und seinem unprofessionellen Arbeitsstil, wodurch der falsche Mann einem richtigen Anliegen einen Bärendienst erwiesen habe. Wissenschaftsgeschichtlich steht Lamprecht also für anstehende, aber gescheiterte Weichenstellungen in der Krise des Historismus am Ende des 19. Jahrhunderts, für eine mit dem vertrauten fachwissenschaftlichen Methodenarsenal durchgeführte Hinrichtung einer mit Materialismusverdacht belegten Neuorientierung und damit zugleich für eine Ausgrenzung der Fachhistorie aus einem interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Diskurs über theoriebestimmte, methodologische Antworten auf soziokulturelle Verwerfungen in einer Zeit beschleunigter industriekapitalistischer und massengesellschaftlicher Modernisierung.

Über das ganze Jahrhundert hinweg zieht sich mit unterschiedlicher Dichte eine kaum mehr überschaubare Literaturflut zum »Lamprechtstreit«. Als 1969 Gerhard Oestreich u. a. mit Verweis auf Lamprecht an verschüttete Wurzeln der deutschen Sozialgeschichte erinnerte, konterten die Vorkämpfer einer modernen Sozialgeschichte mit der These von eben jenem Bärendienst; kaum zufällig kamen seinerzeit Max Webers schroffe Urteile über den Leipziger »Scharlatan« in Umlauf. Die noch von Oestreich angeregte Monographie Luise Schorn-Schüttes über Lamprechts Kulturgeschichtsschreibung (1984) wurde respektvoll als eine gelehrte Historisierung der »Anliegen« Lamprechts im zeitgeschichtlichen Kontext rezipiert, konnte aber die wissenschaftsgeschichtliche »Erbe«-Diskussion nicht beeinflussen. Lamprecht beeindruckte nicht durch konzeptionelle Alternativen, an denen es sich erneut abzuarbeiten gilt, sondern als wissenschaftlicher »trouble shooter«, als seismographischer Mediator von Zeitgeistströmungen, als glänzender Wissenschaftsorganisator, als Personifikation einer neuen und höchst ambivalenten kulturgeleiteten Nationalidentität und einer zeittypischen nervösen Reizbarkeit, um seine eigene Terminologie aufzugreifen.

Eine forschungspraktische Aktualität Lamprechts wurde hingegen in der späten DDR eingefordert. Bereits in den 1950er Jahren hatte Herbert Schönebaum, einer seiner letz-